

Zurück an die Front?! Die Zukunft der Bundeswehr

Ein *Funkhausgespräch* über die Bundeswehr im Wandel, über Kampfeinsätze im 21. Jahrhundert.

“Die Deutschen müssen das Töten lernen“,
sollen amerikanische Militärs geklagt haben. Wir? Unsere Soldaten sollen wieder töten?

Doch tatsächlich: Ob Amerikaner oder Briten, die Verbündeten werden langsam sauer, dass die Deutschen sich ihrer Meinung nach immer aus den wirklich heiklen Missionen raushalten. Der Süden Afghanistans ist da nur ein Beispiel. Die Kritik trifft einen wirklich wunden Punkt: Das Selbstverständnis der Deutschen und ihrer Armee. Was wollen wir von unserer Bundeswehr? Stolz sein auf Soldaten, die weltweit für den Frieden kämpfen? Oder klingt „stolz“ in einem Satz mit „kämpfenden deutschen Soldaten“ immer noch eher bedenklich? Auf der anderen Seite: Wie muss es um unser Militär bestellt sein, wenn gerade mal **9.000 Soldaten in Auslandsinsätzen** eine **Armee mit 270.000 Mitarbeitern** an den Rand ihrer Leistungsfähigkeit bringen? Wozu sind denn die anderen 261.000 da? Ist die Bundeswehr am leistungstärksten, wenn es keine Einsätze gibt? Mit: Prof. Dr. Michael Stürmer (Historiker und Chefkorrespondent der „Welt“),

Paul Elmar Jöris (WDR Landeskorrespondent) u.a. Gesprächsleitung: Michael Wieseler

Wiederholung: 26. Januar, ab 3.03 Uhr (WDR 5) 28. Januar, ab 23.05 Uhr (WDR 5)



The germans to the front!

20.11.2006

„Töten lernen!“

Von: Rainer Rupp

NATO bereitet sich auf Gipfel vor. Deutsche Soldaten sollen nach Südafghanistan

Die NATO bereitet sich auf ihren Rigaer Gipfel in zwei Wochen vor - und das gleich zweigleisig. So debattierten von Montag bis Freitag 300 Parlamentsabgeordnete aus allen Mitgliedsländern im kanadischen Québec aktuelle Probleme des kriegführenden Bündnisses. Und am Mittwoch und Donnerstag beriet die militärischen Führungsspitze des Bündnisses im NATO-Militärausschuß zu Brüssel. Auf der Québecker Tagesordnung standen der Iran und dessen Atomprogramm ebenso wie die Aufnahmewünsche der Regierungen Kroatiens, Mazedoniens, Albanien und Georgiens, und nicht zuletzt die Entwicklungen im Persischen Golf, in Zentralasien sowie die »chinesische Herausforderung«. **Seit ihrem ersten Angriffskrieg zur Zerschlagung Jugoslawiens 1999 hat sich die NATO mit zunehmender Aggressivität an den US-Kriegsabenteuern beteiligt.** Das war in den ersten Jahren mit wenigen **eigenen Opfern** verbunden. Inzwischen aber hat sich einerseits vielerorts der Widerstand formiert, andererseits ist die Durchsetzung der imperialen Ziele mit zunehmend hohen Kosten verbunden. In Folge wurden manche NATO-Mitglieder risiko-scheuer, worunter die vielbeschworene »Solidarität« miteinander erheblich gelitten hat. Die Parlamentarierkonferenz betrachtete dann auch Afghanistan als wichtigen »Test« für die Zukunft der Allianz. In Québec herrschte Einigkeit darüber, daß in Afghanistan mehr getan werden müßte. Nur darüber, wer was in dem besetzten Land tun sollte, konnte kein Konsens erzielt werden. Auch im NATO-Militärausschuß in Brüssel war laut dessen Vorsitzendem, General Ray Henault, Afghanistan das »wichtigste Thema«. Und die Top-Militärs des Bündnisses scheuten sich auch nicht, ihren zivilen Regierungen mitzuteilen, daß eine rein militärische Lösung in Afghanistan nicht möglich ist. Vielmehr sei mehr politisches und wirtschaftliches Engagement der Mitgliedsländer erforderlich, so die Generäle. Wenn sie trotz ihrer Ermahnungen an die Politik betonten, am Hindukusch stünden alle Indikatoren »auf positiv«, dann klang dies allerdings eher wie Pfeifen im Wald. Realistischer schätzt ein Bericht, der den NATO-Parlamentariern in Québec vorgelegt wurde, die Lage ein. In ihm wird unterstrichen, daß »die NATO in Afghanistan am Scheideweg steht«.

Wegen seiner Weigerung, Soldaten in den heiß umkämpften Süden Afghanistans zu schicken, stand Deutschland während der Konferenz in Kanada im Zentrum der Kritik. Spektakulär beschuldigte der britische Labour-Abgeordnete Frank Cook die Bundeswehr, am Tod von zwölf kanadischen Soldaten schuldig zu sein, weil ein deutscher Kommandeur seine Soldaten nicht ohne Erlaubnis der Regierung in Berlin in die Schlacht schicken wollte. »Ihr da oben (in Nordafghanistan, wo Bundeswehrtruppen stationiert sind) trinkt Bier, während wir die Knochen hinhalten«, warf der aufgebrachte Cook den Deutschen vor. Zuvor war bereits der Regierungsbeauftragte für deutsch-amerikanische Beziehungen, Karsten Voigt, kürzlich in Washington bedrängt worden, **deutsche Soldaten müßten endlich wieder »töten lernen«.** Bis zum Gipfel in Riga dürfte der Druck auf die Bundesregierung weiter wachsen.

Quelle: Junge Welt, 18.11.2006, <http://www.jungewelt.de/2006/11-18/028.php>



Rafael Seligmann

Patriotismus- für das Vaterland zu sterben



„Was ist Patriotismus?

Patriotismus muß noch ergänzt werden durch folgendes, was wir alle ungern hören, aber dazugehört, man muß auch bereit sein, sich für seine Heimat totschiagen zu lassen, dafür gibt es Soldaten, das wird vergessen, das ist unbequem. Keiner läßt sich gern totschiagen.

Aber eine Nation, ein Land das nicht bereit ist, sich zu verteidigen, dessen Männer nicht bereit sind für das Vaterland zu sterben, ganz egal obs Deutschland oder nicht, wird untergehen.

Und ich finde das ganz bemerkenswert, das das in dieser Diskussion, was ist Patriotismus, plötzlich unter den Tisch fällt, das gehört auch dazu!“

Rafael Seligmann wörtlich im Fernsehen.

„Die CDU muss Werte wie Vaterlandsliebe pflegen“



Georg Milbradt (CDU)
ist seit 2002 Ministerpräsident Sachsens.
Er war bis 2001 Finanzminister im Kabinett
Biedenkopf.
Interview

Ministerpräsident Milbradt will konservative Profilierung

Die CDU ist auf jeden Fall auch deshalb gut beraten, Werte wie Vaterlandsliebe und Nationalstolz im Sinne eines aufgeklärten Patriotismus zu pflegen, wie es auch in unseren Nachbarländern geschieht.

Das Gespräch führte Holger Schmale., Berliner Zeitung, 19.02.2007



46. Forum Pariser Platz

Sa, 20.01.07, 22.15 - 23.15 Uhr

Moderation: Christoph Minhoff

Christoph Minhoff (Quelle: PHOENIX/ P. Schröder)

Nationalstolz, Patriotismus. Wertewandel in unserer Gesellschaft?

Die Freudenrufe der Fußball-WM sind verstummt, der Alltag hat Deutschland wieder. Was ist geblieben von dem schwarz-rot-goldenen Fahnenmeer, von der riesigen Euphoriewelle und dem neuen Wir-Gefühl, die im Sommer über einen Monat lang das (Selbst)Bild Deutschlands geprägt haben?

Kritiker hatten vor und während der WM vor einem neuen Nationalismus gewarnt und die unbeschwertere Stimmung eher befremdlich registriert. Im Ausland wurde der kollektive und eher fröhlich-naiv daherkommende Patriotismus hingegen als Emanzipation der Deutschen von ihrem Bild als ernst und fast schon nörgelig gewertet.

Zu Gast:

Prof. Arnulf Baring (Historiker, Publizist)

Matthias Matussek (Kulturchef von „Der Spiegel“)

Ulf Poschardt (Journalist, Buchautor)

Rafael Seligmann (Publizist, Buchautor)

Erika Steinbach (MdB, Präsidentin des Bundes der Vertriebenen)

Die Fußball-WM hat, so scheint es im Rückblick, das erreicht, was Politik, Medien und Gesellschaftskritik in hunderten Debatten der vergangenen Jahre nicht geschafft haben: Einen unbeschwerteren Umgang mit nationalen Symbolen und der eigenen deutschen Identität.

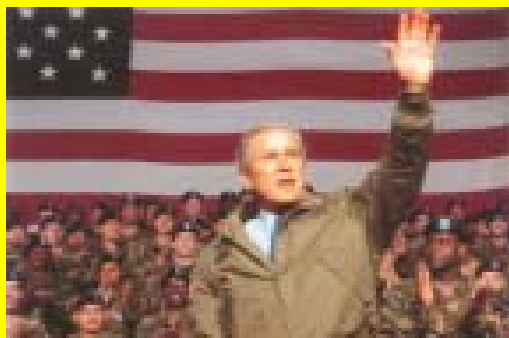
Aber wie weit liegen Nationalstolz und Nationalismus auseinander? Wie weit kann und darf Patriotismus gehen? Und kann das neue deutsche Selbstwertgefühl auch zur Ausgrenzung von Ausländern und ethnischen Minderheiten führen? Haben sich die Werte in Deutschland tatsächlich in jüngster Zeit gewandelt?

Diese und weitere Fragen diskutiert Christoph Minhoff mit seinen Gästen.

- • [Lesen Sie dazu auch: „Deutschland entdeckte seine Farben wieder“](#)

Das 46. Forum Pariser Platz ist eine Kooperation von PHOENIX, Deutschlandradio Kultur, Dresdner Bank und „Der Spiegel“.

Die feigen Falken (Chicken Hawks)



WASHINGTON, 9. Februar. Sie planen Kriege und schicken Zehntausende Soldaten in den Krieg, doch selbst haben sie nie gedient. Während ihre Altersgenossen in Vietnam kämpften, studierten sie an den renommierten Universitäten. Heute sitzen sie in höchsten Regierungspositionen und fordern einen Krieg gegen Saddam Hussein. Es gibt Soldaten in den USA, die wissen nicht, wen sie mehr fürchten, Saddam Hussein oder die Chicken Hawks - die **feigen Falken** in den eigenen Reihen. Diese Beschreibung passt auf fast alle Mitglieder des Kabinetts von George W. Bush: Bush selbst diente in der National Guard, die für den Heimatschutz, nicht aber für Kampfhandlungen in Vietnam zuständig war. In den Erinnerungen des obersten Stabschefs und heutigem Außenminister Colin Powell war die National Guard „ein Überwinterungsplatz für die Söhne der Privilegierten“.

Olivia Schöller, Berliner Zeitung 10.2. 2003

*„Laßt Euch nicht betrügen-
die in den Krieg
Euch schicken,
werden in der
Stunde des Todes,
bei Euch nicht sein!“*

Erkenntnisse eines toten Soldaten

Wir marschierten ohne Brot
in unseren sicheren Tod
Für unseren Stolz und für unser Land
Das ist verbrannt
Wir töteten ohne Reue und kamen selbst um
wir waren Soldaten wir waren so dumm
wir hörten auf jeden der uns befahl
wir hörten auf jenen der uns das Leben stahl

Es war nicht der Feind es war der Befehl
der Befehl ist der Grund warum ich heute fehl
ist der Grund warum ich heute
auf dem Schlachtfeld verrotte
ich war ein verdammter Soldaten Trottel

Wir standen in Reihe und Glied
wir wußten gar nicht wie uns geschieht
Da schrie uns einer die ganze Zeit an
DA GEHT'S LANG
Wir dachten der weiß schon Bescheid
hat doch nen Grund warum der hier schreit

Der Befehl lautete - Da geht's zur Front
Wir haben dort gar nichts gekonnt
Ausser zu morden und ermordet zu werden
Nun liegen wir hier in von Blut getränkten Erden

Aus der Distanz betrachtet
wurden wir einfach nur abgeschlachtet
Wir haben in Gräben geschmachtet
und waren wir die Verlierer
hat man uns dafür verachtet
vorher gefeiert als glorreiche Sieger
hielten wir uns für Gotteskrieger

Doch am Ende erkennt jeder Krieger
auf dem Schlachtfeld gibt's keine Sieger
Die Sieger sitzen immer zu Haus
und lachen uns aus

In Wirklichkeit, marschieren wir immer
für den eigentlichen Feind
Das haben am Ende noch alle gemeint
die wirklich um Opfer geweint
Wie ich um meine Kameraden
wir kamen gemeinsam zu Schaden
Wie meine Frau und meine Kinder um mich
Ich ließ sie für ein Paar dumme Schweine im Stich

(getroth mensch)

Woran wir uns erinnern

06.03.2007

Politik - Seite 04

Stephan Speicher

Und wieder haben wir eine geschichtspolitische Debatte. Das Fernsehen sendet einen Zweiteiler, prominent besetzt und mit melodramatischen Zügen, und der öffentliche Sprechanismus setzt sich in Gang. Dabei hat, wie übereinstimmend versichert wird, „Die Flucht“ alles bedacht, was hier zu bedenken ist. Namentlich fehlt es nicht an Hinweisen auf die Verbrechen der Deutschen, die der Flucht aus den Ostgebieten vorangingen. Ohne diese Verbrechen sähe Mittel- und Osteuropa anders aus, Breslau und Königsberg wären noch deutsche Städte.

Wir haben eine ähnliche Diskussion erlebt, als es um den Bombenkrieg ging. Es begann damals mit der Behauptung des Schriftstellers W. G. Sebald, die deutsche Literatur habe den Luftkrieg ausgespart. Jörg Friedrich folgte mit seiner umkämpften Darstellung „Der Brand“ und zuletzt machte sich das Fernsehen über die Sache her. Der Zweiteiler hieß „Dresden“ und arbeitete gleichfalls mit gutaussehenden Frauen und ihren völkerverständigungspolitisch wertvollen Liebesgeschichten. Bei näherer Betrachtung stellte sich bald heraus, dass die Nachkriegsliteratur gegenüber den Bombardierung keineswegs so blind gewesen war wie unterstellt. Doch dass die Zerstörung der Städte aus der Luft die Nachkriegsdeutschen merkwürdig ruhig gelassen hatte, das ließ sich nicht ganz abweisen. Am deutlichsten sah man es daran, dass nach Kriegsende die Zerstörung weiterging und man unersetzliche Bauwerke, die leicht zu retten gewesen wären, mutwillig wegräumte. .

Flucht und Vertreibung stehen anders da. Das war ein Unglück, das nur einen Teil des Volkes traf. In der DDR hieß die Vokabel „Umsiedlung“, von den Nöten der „Umsiedler“ war nicht viel die Rede. Die Berliner Dimitroffstraße erinnerte an einen berühmten Kommunisten, genauso gut aber verdeckte sie die Erinnerung an Danzig, wonach sie vordem geheißen hatte (und jetzt wieder heißt).

Die alte Bundesrepublik nahm auf die Empfindlichkeiten der mittel-osteuropäischen Staaten weniger Rücksicht. Die Gruppe der Vertriebenen war groß genug, sich Gehör zu verschaffen, stellte Wähler, die niemand verprellen wollte, ihre Belange wurden in der Bundesrepublik durch ein eigenes Ministerium wahrgenommen, das in den fünfziger Jahren eine umfangreiche, methodisch avancierte Dokumentation erarbeiten ließ. Dazu kam eine Erinnerungsliteratur, die viel gelesen wurde. Der andere, größere, glücklichere Teil des Volkes, weiter in seiner angestammten Heimat lebend, hörte von den Vertriebenen weniger gern. Er sah in ihnen Konkurrenten um Wohnraum und Lebensmittel. Später störten die Vertriebenenverbände mit ihren oft anmaßenden Reden und den Spekulationen auf eine glückliche Rückkehr in die alten Ostgebiete, die politisch schädlich und den Betroffenen gegenüber doch bloß verantwortungslos waren.

Mit der deutschen Einigung 1990 sind die politischen Fragen, die sich einmal an die früheren deutschen Ostgebiete geknüpft haben, völkerrechtlich gelöst; Ansprüche, die die „Preußische Treuhand“ formuliert, werden wohl bald scheitern. Wenn jetzt von Flucht und Vertreibung öfter die Rede ist, so hat das auch mit dieser Klärung zu tun, die die Erinnerung von dem naheliegenden Verdacht befreit, Vorstufe neu-alter Ansprüche zu sein.

Doch etwas anderes spielt noch hinein. Flucht und Vertreibung gingen nicht nur dem Verlust alter Siedlungsgebiete voraus, sie wirbelten die Bevölkerung in Bundesrepublik und DDR durcheinander, setzten eine ungeheure soziale Mobilisierung in Gang und wurden damit Teil des ökonomischen Aufschwungs der Nachkriegszeit. Was Moderne ausmacht: Bewegung und Beweglichkeit, notwendig aber auch Unsicherheit und Unbestimmtheit, hat das Nachkriegsgesicht Deutschlands bestimmt. Solange dieses verwirrte, sich selbst entfremdete Land sich als Teil internationaler Projekte verstand, der sozialistischen Staatengemeinschaft bzw.

des zusammenwachsenden Europas, schien diese Selbstfremdheit in einer neuen Identität aufzugehen, sie geradezu zu begünstigen. Und wirklich war die Europabegeisterung nirgends so groß wie in der frühen Bundesrepublik. In dem Maße aber, wie die europäische Idee an Strahlkraft verliert (vom Konkurrenzunternehmen ganz zu schweigen), finden sich die Länder auf sich selbst zurückgeworfen. Was da wir Deutschen sind und vor allem was wir nicht sind, das erfahren wir aus den Geschichten von Bombenkrieg und Flucht. So berührt das Fernsehen mit seinen groben Instinkten doch eine Frage.

Mit der deutschen Einigung 1990 sind die politischen Fragen, die sich einmal an die früheren deutschen Ostgebiete geknüpft haben, völkerrechtlich gelöst.